

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 23

Artikel: Ein Nachtgefecht

Autor: Vogt, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buri ist ein Meister des Stilllebens. Mit der Wonne des Künstlers und Rönners stellt er die Blumentöpfe vors



† Max Buri.

offene Fenster („Musik“), malt er die Gläser und die Weinflaschen mit Rotwein auf dem Wirtshaustisch („Die beiden Jäger“, „Die Politiker“).

Die Landschaft beherrscht er nicht weniger; sei es als Hintergrund zum Porträt und Genre, sei es als Einzel-

darstellung: Gebirge, See, Oberländerhaus, Straßenbiegung, Blumenwiese, alles ist voll Leben, licht- und luftumflossen hingestellt, wie das nur ein großer echter Künstler zustande bringt.

Max Buri stand mitten im blühenden Leben und mitten auf dem Wege zum höchsten Erfolg. Ein hädliches Schicksal hat dieses Leben plötzlich vernichtet. Wir haben in der Chronik der letzten Nummer vom jähren Tode des Künstlers am 21. Mai berichtet. Es seien hier nur kurz einige biographischen Notizen beigefügt: Max Buri ist in Burgdorf aufgewachsen, wo er das Progymnasium absolvierte, um dann die Schule von Dr. Fritz Schider in Basel, die Münchener Akademie und die Académie Julian zu Paris zu durchlaufen. Hier besuchte er noch die Schule von Simon Hollós; zuletzt war er Privatschüler von Albert Keller. In dieser Schulung hat sich Buri das technische Rüstzeug erworben. Entscheidend aber für seine Schaffensrichtung war ohne Zweifel Ferdinand Hodler, der ihm die Augen öffnete für die Erkenntnis der Prinzipien, die ihm nun wie so vielen Zeitgenossen die Wege zum eigenen Stile bahnten.

Eine kraftvolle Künstlerpersönlichkeit ist mit Buri von uns gegangen. Die Schweizer Künstlerschaft hat einen ihrer Tüchtigsten verloren. Er hat ihr aber ein reiches Kunsterbe hinterlassen, das weiterzupflanzen ihr eine schöne Pflicht sein wird.

So dürfte uns Buris Kunst, auch nachdem ihr Träger nicht mehr da ist, kostliche Früchte bringen, für die wir dem Frühverstorbenen dankbar sein müssen.

H. B.

Ein Nachtgefecht.

Skizze aus der Grenzbefestzung 1914/15 von Fr. Vogt, Burgdorf.

Am frühen Morgen kam das Regiment ins Gefecht. Der Feind war aber übermächtig stark. Donnernd „pülverte“ seine Artillerie in die Schützenlinien, die sich an den Hängen vorzuarbeiten suchten. Und dann kam der umfassende Angriff. Die wütenden Gegenangriffe hatten nur momentane Erfolge. Das Regiment mußte, wollte es sich nicht vernichten oder gefangen setzen lassen, abbauen. Rämpfend zogen sich die Züge, Kompanien und Bataillone unter dem Schutz der Mitrailleurmänner abschnittsweise zurück.

Fünf Stunden Rückzug, über aufgeweichte Wiesen, durch schlechte Waldwege, aufwärts, abwärts, in bunter Folge, dazu das ständige Schießen im Rücken, ohne Halt, ohne Pause, mit dem einzigen Gedanken, endlich einmal vom Feinde abzukommen: das ist eine Gewaltsleistung! Und dabei schwirrte immer ein Flieger in der Luft herum, suchte mit Argusaugen die dunklen Kolonnen, die sich durch Feld und Wald schllichen, um sie der rückwärtigen Artillerie zu melden. So mußte man sich auch gegen Sicht von oben schützen. Es kostete manchen Kilometer Wegverlängerung.

Die Soldaten keuchen und schwitzen unter ihrer schweren Tornisterlast. Einer seufzt: „Wenn der liebe Gott die Welt mit dem Tornister auf dem Buckel erschaffen hätte, er würde die Berge sicherlich etwas niedriger gemacht haben“. Da-rob Gelächter in der ganzen Kompanie und der Geist wird wieder besser. In der Landschaft liegt erstes Frühlingswachen. Schon bliden da und dort grüne Fleckchen verwundert in die sonnenbeschienene Welt.

Endlich wirds stiller. Der Feind folgt nicht mehr. Hat er die Fühlung verloren? Und dazu ist die neue Verfeidigungslinie erreicht. Sie zieht sich über einen das Tal beherrschenden, waldigen Hügel. Drob am Waldrand stehen die Offiziere beisammen. Der Oberst gibt seine neuen Befehle, ruhig, ohne Ueberhastung, klar bestimmt. Er weiß es: das beruhigt die Offiziere nach diesem nervenerregenden, anstrengenden Rückzug; das gibt ihnen neue Zuversicht,

Sicherheit im Auftreten gegenüber der Mannschaft. Die neue Stellung soll unter allen Umständen gehalten werden, bis die Division, die frühestens morgen Vormittag eintreffen kann, aufgeschlossen hat. Den einzelnen Bataillonen werden die Stellungen zugewiesen, der zugeteilten Artillerie, den Mitrailleuren und übrigen Truppen die Abschnitte bezeichnet.

Und nun setzt ein emsiges Arbeiten droben am stillen Waldrand ein. Tornister, Gewehre, Blusen hat man im schützenden Waldesdunkel gelassen. Hemdärmelige Gestalten beginnen am Waldrand, am Abhang, am Bach drunter zu schaufeln, zu piedeln, zu holen. Natürlich ist auch für gehörigen Schutz gesorgt. Eine Kompanie Infanterie und zwei Maschinengewehre verschleiern die Befestigungsarbeiten. Signalpioniere stehen auf einem zwei Kilometer entfernten Hügel. Sie werden den anrückenden Feind zum gehörenden Empfang sofort melden. Ganz gut sieht man die beiden weißen Signalscheiben und das rote Licht des Heliographs. Häufig auch setzt der Kommandant den Feldstecher vors Gesicht. Der Posten bleibt ruhig. Somit folgt der Feind immer noch nicht.

Unterdessen aber entstehen überall mit bewundernswerter Schnelligkeit die schützenden Infanteriegräben. Schon nach einer Stunde sind sie für kniende Schützen stark und tief genug. Sie werden aber zum Stehendschießen ausgebaut und mit Unterständen versehen. Im Tal drunter werden Drahthindernisse erstellt. Der Bach wird geschwelt. So wird die Talsohle vor den Drahthindernissen unter Wasser gesetzt. Hinten im Wald ertönen Schläge. Hier ist die Artillerie beschäftigt, Stellungen einzurichten und Schußfeld freizumachen. Etwa hundert Meter hinter den Infanteriegräben, etwas seitwärts, arbeiten die Scheinwerferpioniere an dem Eingraben des elektrischen Scheinwerfers. So überall lebhafte Tätigkeit.

Schon neigt sich die Sonne zum Untergange. Das Einrichten der Stellung rückt dem Ende entgegen. Eine leichte Hand zur Ausbeisserung noch vorhandener Mängel wird angelegt, die Arbeiten mit Moos und Tannästen maskiert.

Noch immer bleibt ruhig. Raum daß hin und wieder einzelne Patrouillenflüsse Kenntnis geben, daß der Feind immer noch vorhanden ist. Bei Tageshelle ist kein Angriff mehr zu erwarten. Offenbar will der Gegner die Stellung im nächtlichen Sturmangriff einrennen. Er soll nur kommen. Ihm soll ein Empfang bereitet werden, daß ihm das Wiederkommen sicherlich verleidet. Alles steht für die nächtliche Verteidigung bereit.

Rabenschwarz bricht die Nacht herein. Nach allen Seiten hin verschwinden Patrouillen. Hin und wieder ertönen rasch hintereinander mehrere Gewehrschüsse: Patrouillen sind aufeinander gestoßen. Sonst herrscht tiefe, unheimliche Stille, die so typische, allen bekannte Stille vor dem Sturm. Die Verteidiger haben im Walde noch rasch das Abendessen eingenommen. Nun besetzen sie die Stellungen. Offiziere streiten gespensterhaft von Graben zu Graben, die letzten Weisungen für den bevorstehenden Kampf gebend und nochmals allen tiefe Stille befahlend. Im Flüstertone unterhalten sich die Leute. Einige versuchen, so gutes eben geht, sich in den provisorisch eingerichteten Unterständen hinzutreden. Ueberall macht sich eine kleine, begreifliche Unruhe vor dem kommenden Ungewissen bemerkbar.

Acht Uhr vorüber. Aus der Ferne tönt Wagengerassel und Hundegekläff. Ist der Feind auf dem Marsch? Schon wollen einzelne ängstlichere Seelen dunkle Kolonnen vor sich sehen, besonders dann, als häufiger in der Nähe und Ferne die Schüsse sich treffender Patrouillen die Nachtruhe hören.

Neun Uhr. Der Scheinwerfer beginnt seine Tätigkeit. Er wirft zitternde Lichtkegel auf die schweigenden Matten, beleuchtet Stück für Stück das vorliegende Gelände. Nichts regt sich.

Da, was ist das? Ungefähr 400 Meter vor uns taucht ein zweiter Lichtkegel auf. Er kommt vom Gegner. Langsam sucht er unsere Stellungen. Mit eiserner Konsequenz kommt der Lichtfleck näher. Noch fünf, noch zwei Minuten und er muß in unserer Stellung sein. „Ducken und unbeweglich bleiben“, geht ein Befehl von Graben zu Graben. Nun sind wir im beschienenen Lichtkreis. Majestätisch rollt von drüben her der erste Kanonenschuß auf unsere „Festungen“. Unsere Artillerie antwortet, das Geschützduell beginnt. Von der Infanterie aber ist noch nirgends etwas zu bemerken und doch ist schon zehn Uhr vorüber.

Plötzlich schnellt mit zischendem Ton eine Rakete in die Höhe. Dort folgt ihr eine zweite, eine dritte, eine vierte. Hell leuchten die herunterfallenden Sterne. Ein Strohhaufen flammt auf. Eine feindliche Patrouille an den Drahthindernissen wird sichtbar. Sie wird abgeknallt. Immer kürzer werden die Pausen, in denen Raketen aufsteigen, immer häufiger die gegnerischen Patrouillen.

Auf einmal tritt eine dunkle, unheimliche, sich rasch vorwärts bewegende Mauer in den Lichtkreis des Scheinwerfers. Rakete um Rakete, Leuchtkegel um Leuchtkegel saust in die Höhe. Lichterloh brennen die Stroh- und Holzhaufen. Das Läutewerk lädt sich gellend vernehmen. Schon sind die vordersten Reihen des Gegners an den Hindernissen. Wir hören ihr Hämmern, ihr Holzen.

Da löst sich die Spannung, die bisher über den Verteidigern gelegen. Ein rasendes Schnellfeuer beginnt am linken Flügel und pflanzt sich mit Blitze schnelle über die ganze Front fort, ein Schnellfeuer, von dem man sich keinen Begriff machen kann, wenn man es nicht gehört hat. Dazwischen lassen die Maschinengewehre ihr unheimliches, nervenaufreibendes „Tat . . . tat . . . tat . . .“ hören. Die Artillerie besorgt den Grundbass.

Die Blech- und Holzblenden werden angezündet. Taghell ist weithin die dunkle Nacht erleuchtet. Dazwischen zischen immer wieder die Raketen in die Luft. Ein gigantisches Schauspiel!

Die Hindernisse sind weggeräumt. Deutlich hören wir den gurgelnden Laut des Wassers, in das der Feind sich stürzt. Es kommt ihm stellenweise bis zu den Hüften, doch unentwegt arbeitet er sich durch. Immer schneller, rasender, erregter wird das Feuer. Da, ein furchtbare Huragebrüll: der Feind ist in unseren Gräben. Das wilde, blutige, menschenunwürdige Schlachten des Bajonettkampfes kann beginnen!

Hinter schmettert irgendwo eine Bataillonsmusik „Gefechtsabbruch“. Ach ja, es war ja nur ein Friedensmanöver. Wie lebten wir doch alle im Kampf, beobachteten die einzelnen Phasen des Gefechtes „mit den Augen der Wirklichkeit“. Nun natürlich bei den Soldaten lebhafte, bis zur Erregung gesteigerte Diskussion darüber, welchem Teil wohl der schließlich Erfolg zuzusprechen sei. Das ist sicher: Der Durchbruch wäre nur über Haufen von Toten möglich gewesen.

Siehst du die Lichter dort drüben, in weiter Fern? Dort ist der Sundgau. Hier ist's Friedensgefecht, dort schreckliche, blutige, entsetzliche Wirklichkeit!

Wäge Mädin.

Es Gleichichtli us em Ämmethal, erzellt vom Simon Gfeller.

Wo-n-i no bim Holepuur bi Mälcher gsi, han i e Noch-ber gha, a dä han i sider no mängisch müeße sinne. Mi het ihm Hämeli-Bekli*) gseit, dem sälbdüre, schuzgatterige Mannli. Er het vo üsem Vuur 's Holehusli epfange gha un i der Wärche vil bi üs tawnet. Dä Bekli isch en eigeite Chutter gsi bis dert un änenumme. Scho we me ne nume het gieh laufe, isch ein schier 's Lachen acho. Was isch dä Möntsch desume ghämelet u het sini dünn Scheichli ghälängget! Mi hätt sölle meinen, er hätt emel es Halb-döke, so gleitig het er sche vürersch gstellt.

Hushaltig het er feni zuehe züglet. Er isch für ihn älber gsi. Früher sig er zwar verhüratet gsi, het er em Vuur erzellt, aber er heig nid es guets Los troffe gha u sig vo der Frau gscheide. Zwöi Ching läbti o no; aber si lige erwachse u frogi-n-ihm nüt meh derno.

*) Peter

Us dessi Gründen isch es ein scho vo Afang a furios vorcho, daß er es ganzes Hüsli epfange het. U ersch rácht drüber uhalte het me si do müeße, wo me ghört het, wi-n-er i dem Hüsli innen usfälliert. Me hätt gwüschi ghönne meine, es sig unghüürig drin, so het das ghnodet, polet u g'rundoret. Wundersch de z'Nacht! Bis um Mitternacht het me ne ghore hämmere, bielen u sage. U doch isch 's Hüsli quet e Schibeschütz vom Huus ewägg gstanze.

Mir hei mängisch g'wärweiset, was himmelillions ächt dä Bekli gäng eso z'tonachse heig. Un einischt ha mi emel nümme mögen überha z'frage.

Du isch er mit der Charta vürecho:

„Meinscht öppen i heig derwil, mi längen im Bett z'strecke un e ganzi Nacht z'schlofe? Sibezáhener Gattig sott i mitenangere ghönne fertigmache: E Chazetrog, e Hüehnversädel, e Säufährech, es Chüngelisteweli, e Härddöpfelcrummen u süsscht all der Tusigtschieß. Weisich